

Klaus Volland, Bremervörde

Vortrag in Bremen während der Eröffnungsveranstaltung zu der Ausstellung „In deutschem Gewahrsam“, 24. 2. 2010

„Das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen im Lager Sandbostel“

Das etwa eine Autofahrtstunde in nordöstlicher Richtung von Bremen entfernt gelegene Kriegsgefangenenlager Sandbostel war eines der größten Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht, das bis zum Kriegsende 1945 Kriegsgefangene, Internierte und KZ-Häftlinge aus insgesamt etwa 70 Nationen durchliefen. Bei Kriegsbeginn 1939 war es das einzige Kriegsgefangenen-Mannschaftsstammlager im Wehrkreis X. Seit dem Frühjahr 1940 firmierte es - nach der Einrichtung weiterer Stammlager in Schleswig, Nienburg und Wietzendorf - als Stalag X B.

Anders als etwa in den Lagern in der Lüneburger Heide, denen bereits kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juli 1941 sowjetische Kriegsgefangene zugeführt wurden, kamen gefangene Rotarmisten erst seit Ende Oktober 1941 in das Lager Sandbostel bzw. in den Administrationsbereich des Stalag X B. Allerdings hatte es bereits im Sommer 1941 sowjetische Staatsbürger unter den im Marineinternierungslager (Milag) Sandbostel festgehaltenen Seeleuten der Handelsschifffahrt gegeben. Seit November 1941 bis zum Kriegsende stellten die sowjetischen Gefangenen neben den Franzosen mit in der Regel 15 bis 20 000 Köpfen die größte Gefangenengruppe im Stalag X B.

Hunderte von ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen befanden sich unter den KZ-Häftlingen, die im April 1945 aus dem KZ-Lager Neuengamme bzw. aus dessen Außenlagern in Nordwestdeutschland nach Sandbostel „evakuiert“ wurden. Viele von ihnen erlitten hier in kurzer Zeit der Tod durch Seuchen, Auszehrung oder Erschießung.

Die sowjetischen Kriegsgefangenen wurden in Sandbostel anders als in der Lüneburger Heide in festen Stein- und Holzgebäuden im Lagerbereich „Stalag“ untergebracht. Dieser war wie die übrigen Lagerbereiche ein baum- und strauchloses Areal, nachts an den Außenseiten von starken Scheinwerfern beleuchtet. Die Großbaracken waren zumindest zeitweilig mit über 400 Gefangenen völlig überbelegt. Die besondere Isolation der sowjetischen Gefangenen bewirkten nicht nur der doppelte Drahtzaun um das Stalag, sondern auch Drahtzäune um jedes einzelne Gebäude. Zu den Appellen traten die Barackenbesatzungen neben ihren Unterkünften an. Der Überlebende Sergej Litwin schreibt: „(Die sowjetischen Kriegsgefangenen) wurden von den Deutschen mit besonderer Aufmerksamkeit bewacht. Die Uniformen der

sowjetischen Kriegsgefangenen wurden vorn und hinten mit den zwei weißen Buchstaben „SU“ markiert.“ Als von der NS-Propaganda horrifizierte „bolschewistische Untermenschen“ rangierten sie auf der untersten Stufe der Lagerhierarchie.

Die hygienischen Zustände in den Baracken der gefangenen Rotarmisten waren katastrophal, die Räume voller Ungeziefer. Dmitry Lomonosov befand sich 1945 im sowjetischen Bereich des Lagerlazarett. Er erinnert sich: „Große Unannehmlichkeiten bereiteten die sich vermehrenden Wanzen. Vor ihnen gab es einfach keine Rettung. Wir stellten die Füße der Betten in wassergefüllte Büchsen. Doch die verfluchten Insekten kamen im Sturzflug von der Decke.“ Während der langen Wartezeiten vor der Entlausungsanstalt wurden im eiskalten Winter 1941/42 in der Schlange vor Schwäche zusammengebrochene sowjetische Gefangene von einem deutschen Wachmann mit einem Hammer erschlagen.

Die von Anfang an betriebene Hungerstrategie der deutschen Machthaber gegenüber den sowjetischen Gefangenen wurde auch im Lager Sandbostel beibehalten. Schon auf dem Fußmarsch von Bremervörde zum Lager wurden Gefangene, die aus der Kolonne ausscherten und nach Kohlrüben griffen, erschossen. Der britische Seemann Frank Walker berichtet, bei den anderen Nationen hätten sich sechs Mann einen Laib Brot geteilt – „bei den Russen zwanzig“. Das Essen in der eigens eingerichteten „Russenküche“ war in der Regel nicht nahrhaft genug, häufig wurden nur eine dünne Grünkohljauche, faulige Kartoffeln oder verdorbenes Freibankfleisch verteilt. Eine Aufbesserung der spärlichen Rationen durch Pakete des Internationalen Roten Kreuzes war zumindest auf direktem Weg nicht möglich, da die sowjetischen Gefangenen nicht mit Paketen des IKRK versorgt wurden – sie wurden noch nicht einmal in den Besuchsberichten der IKRK-Vertreter erwähnt. Doch schon bald gelang es einigen Gefangenen, sich durch Tauschkontakte Lebensmittel zu besorgen, wobei sie den westlichen Gefangenen in der Regel Schuhe und Kleidungsstücke und den deutschen Wachleuten Bastelarbeiten anboten. Besonders litten die Raucher, die sich ihren Tabak von Mitgefangenen im Tausch gegen Teile ihrer Lebensmittelration besorgten. Mitunter gab es auch Wachleute, die den sowjetischen Gefangenen heimlich etwas zusteckten, so etwa der Wachmann Hermann Kamps. Seine Enkelin schreibt in einem Brief an die Gedenkstätte Sandbostel vom Dezember 2009: „Mein Opa war Soldat und dann Wachmann im Gefangenenlager Sandbostel. Wenn er dann einmal ein Wochenende frei hatte, fuhr er mit dem Fahrrad nach Spieka (Gemeinde Nordholz). Meiner Oma hat er aufgetragen, besonders viele Zwiebeln und Schalotten anzupflanzen. Sie hat auch einige Stuten gebacken, wenn er zu Besuch war. Er hat Zwiebeln und Schalotten heimlich durch den Zaun gesteckt./Sein Kamerad hat uns nach Opas Tod besucht und erzählt. Dass er ihn immer wieder gewarnt hat. `Du spielst mit deinem Leben, die stellen dich an die Wand, wenn sie dich schnappen.` Er hat er

widert: ‚Aber die Russen essen das doch so gerne und hier kriegen die das ja nicht.‘ Zum Glück ging alles gut, und er hat den Gefangenen eine kleine Freude gemacht.“ Sergej Litwin berichtet, durch gute Kontakte zu Wachleuten sei es einigen sogar möglich gewesen, französische oder serbische Uniformen zu erhalten und mit Angehörigen dieser Nationen in deren Lagerbereichen Tauschgeschäfte durchzuführen.

Überlebenswichtig für die sowjetischen Kriegsgefangenen waren neben der ausreichenden Zuführung von Lebensmitteln die klar geregelte Solidarität mit den Kameraden, insbesondere aus der Herkunftsregion, und die Gedanken und Erinnerungen an die Heimat und die Angehörigen. Kürzlich durchgeführte archäologische Ausgrabungen auf dem Lagergelände in Sandbostel haben u. a. zahlreiche Essnäpfe, so genannte Henkelmänner, zum Vorschein gebracht. Einer zeigt ein in das Blech eingeritztes idyllisches Porträt eines russischen Dorfes mit Bach, Fichten und Dorfkirche. Bei einem Rundgang über das ehemalige Lagergelände im Jahre 2002 erinnerte sich Nikolaj Misurew an den Heugeruch der in der Nähe des Lagers gemähten Wiesen, der ihn damals sehnsüchtig an die Heimat hatte denken lassen.

Die sowjetischen Gefangenen wurden, wenn sie nicht durch schwere Erkrankungen, Seuchen und Auszehrung hinfällig waren, zu verschiedensten Arbeiten im Einzugsbereich des Lagers, der im wesentlichen den heutigen Bezirk Lüneburg und die Stadt Hamburg umfasste, eingesetzt, in der Regel in der Land- und Forstwirtschaft, bei der Entwässerung des Moores und beim Torfabbau, in Rüstungsbetrieben, für Maurerarbeiten oder zum Wegebau. Die im Lager verbliebenen Gefangenen wurden häufig als Schneider, Schuhmacher und Binsenflechter beschäftigt. Die Binsenflechter „flochten“, schreibt Sergej Litwin, „die großen Schuhe für die deutschen Soldaten in Russland. Diese Schuhe trugen die Soldaten über den Stiefeln, was gegen die russische Winterkälte helfen sollte.“

Es war Ausdruck der Diskriminierung der sowjetischen Gefangenen, dass ihnen, wie später auch den Italienern, die Entsorgung des Jauchewagens oblag, der im Lagerjargon nur „Wolga Wolga“ genannt wurde.

Gewisse Vergünstigungen erhielten die Angehörigen der sowjetischen Lagerpolizei, unter denen sich vorzugsweise Westukrainer befanden. Diese wurden vom Großteil der Mitgefangenen als Verräter betrachtet, ähnlich denjenigen, die sich 1943 zum Dienst in der Wlassowarmee meldeten. Angehörige beider Gruppen fielen nach der Befreiung der Lynchjustiz ihrer Kameraden zum Opfer.

Den Lagerpolizisten wurde es z. B. gestattet, Kontakt zu den weiblichen sowjetischen Gefangenen aufzunehmen, die sich kurzfristig im Lager

Sandbostel aufhielten. Gewisse Vergünstigungen hatten auch die sowjetischen Schreiber in der Verwaltung, die sich freilich nicht wie die Polizisten oder die Wlassowleute dem Verdacht verräterischer Kollaboration aussetzten – sieht man einmal davon ab, dass Stalin mit seinem unseligen Erlass vom August 1941 die in die Gefangenschaft gehenden Rotarmisten generell unter das Verdikt des Verrats gestellt hatte.

Nicht nur im Lager, sondern auch auf den Arbeitsstellen entwickelten sich nicht selten freundschaftliche Beziehungen der Deutschen zu den bei ihnen tätigen sowjetischen Gefangenen. Ich erinnere mich an einen Überraschungsbesuch, den ich 1994 mit Sergej Litwin im Dorf Byhusen durchführte, und an dessen herzliche Begrüßung der Bäuerin Anna Kackmann. Bei dem Besuch eines Obsthofes in Neuenkirchen im Alten Land im Jahre 2002 umarmte Nikolaj Misurew den Inhaber Heinrich Thomforde ebenso freudig. Von dessen Vater war er damals sehr gut behandelt worden.

Nach der Typhusepidemie und dem Massensterben im Winter 1941/42 stellte man die Überlebenden in Fünferreihen in einer Kolonne auf und ließ sie zur Belustigung der Lagerwachmannschaft auf Drohungen hin marschierend das Lied „Am Don spazierte ein junger Kosake“ singen, wie Sergej Litwin berichtet. „Die Zeit im Lager verging einförmig und langsam“, schreibt er. „Die sowjetischen Gefangenen sangen nicht und machten keine Konzerte. Der Hunger nahm uns die Lust. Gegen Abend spielten wir manchmal Karten, um uns die Zeit zu vertreiben.“ Die nichtsowjetischen Nationen trieben auf dem Sportplatz Leichtathletik oder führten sogar Fußballländerspiele durch. Die russischen Gefangenen, denen die Teilnahme an diesen Leibesübungen verwehrt war, durften nur die Bälle zurückwerfen, die über den Drahtzaun in ihren Lagerbereich geschossen worden waren. Es mag in diesem Zusammenhang als Pointe erscheinen, dass sich seit dem Frühjahr 1942 einer der später weltbesten Sportler unter den sowjetischen Gefangenen befand: Viktor Tschukarin, der in den 50er Jahren vielfacher Olympiasieger und Weltmeister im Turnen wurde.

Anfangs war es den sowjetischen Gefangenen auch verwehrt, im Lagerlazarett behandelt zu werden. Es gab drei Krankenreviere im sowjetischen Lagerbereich. – und die Gefangenen hatten Angst, dort hineinzugehen, denn es gab aus ihnen, wie Litwin schreibt, „nur einen Weg: den (zum) Friedhof.“

Die toten Rotarmisten wurden von einem speziellen Begräbniskommando auf einem Karren zum Friedhof gezogen oder von Sandbosteler Bauern mit einem Pferdefuhrwerk dorthin gebracht. Der ehemalige belgische Kriegsgefangene Jules van Beylen erinnert sich:

„Jeden Tag erlebten wir abscheuliche Szenen mit. Morgens wurden die Leichen der verstorbenen Gefangenen aus den Baracken nach draußen geschleppt. Ein Gefangener griff dann die Leiche an den Knöcheln und zog sie wie eine Schubkarre hinter sich her. Vor jeder Baracke waren zwei oder drei Stufen. Mit der Leiche ging es die Treppe hinunter, so dass der Kopf von Stufe zu Stufe polterte. Alle Leichen waren nackt und abgemagert. Die Russen hatten die Gewohnheit, ihr ganzes Hab und Gut bei sich zu tragen. Ihr Besitz beschränkte sich auf die Kleidung und auf eine kleine Tasche aus Segeltuch mit einem Tragriemen. Doch wenn die Leichen nach draußen geschleppt wurde, hatte nicht eine von ihnen noch einen Faden an sich. Sie wurden sofort geplündert, während sie draußen lagen. Die Leichen wurden auf dem Platz zusammengeworfen, dann kam ein Wagen in das Lager, der wiederum von anderen Gefangenen beladen wurde. Dies geschah Lage für Lage, und jedes Mal stiegen die Männer mit auf den Wagen, auf der obersten Lage standen sie, bis der Wagen bis an den Rand voll gestopft war. Arme, Beine und Köpfe hingen über den Wagenrand hinaus, denn das Beladen geschah nicht sehr ordentlich. Dann begann man, die restlichen Leichen so hinauf zu werfen: eins, zwei, drei und hopp! Der Wagen, von zwei Pferden gezogen, fuhr dann ab, den Weg hinauf an unserem Lager vorbei. Arme und Beine und Köpfe schaukelten durch die Bewegungen des Wagens hin und her – ein abscheuliches Bild.“

Im Sommer 1945 wurde auf dem Friedhof des Lagers Sandbostel auf Betreiben der sowjetischen Militäradministration wie an anderen Standorten von Kriegsgefangenenlagern ein wuchtiges Mahnmal aus Beton errichtet, gekrönt mit dem Sowjetstern und von drei in verschiedene Himmelsrichtungen weisenden abgesägten Kanonenrohren. Auf ihm hieß es in drei Sprachen: „Hier ruhen 46 000 russische Soldaten und Offiziere, zu Tode gequält in der Nazigeftangenschaft.“ Dieses Mahnmal wurde im Herbst 1956 im Zuge einer landschaftsgärtnerischen Umgestaltung des Friedhofs auf Betreiben der niedersächsischen Landesregierung und des Landkreises Bremervörde gesprengt und durch drei Stelen mit der Aufschrift „Euer Opfer - unsere Verpflichtung – Frieden“ ersetzt. Wenige Jahre später wurden die Umfassungen der an der Oberfläche zusammengelegten „Sammelgräber“ für sowjetische Gefangene mit dem russisch-orthodoxen Andreaskreuz gekennzeichnet.

Die Gedenkstätte Sandbostel bereitet derzeit in Zusammenarbeit mit dem Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge ein Projekt vor, bei dem von Schülern gestaltete Namenssteine auf dem Lagerfriedhof postiert werden sollen. Durch das nun schon über ein Jahrzehnt laufende russisch-deutsche Kooperationsprojekt zur Sichtung und Auswertung der in Militärarchiv Podolsk lagernden Unterlagen der Wehrmachtsauskunftsstelle sind bisher die Namen von 2939 auf dem Sandbosteler Friedhof ruhenden sowjetischen Kriegsgefangenen bekannt. Auf den Grabmeldungen ist in der Regel nur die Eintragung „Friedhof Sandbostel“ vermerkt, nur auf wenigen findet sich die Angabe von

einzelnen Grabnummern. Dies scheint ein Beleg dafür zu sein, dass die letzten sowjetischen Toten kurz vor Kriegsende nicht mehr in Massengräbern, sondern in Einzelgräbern bestattet wurden. Die befremdliche Anonymität der Bestattung der sowjetischen Toten in Massengräbern auf dem so genannten Ausländerfriedhof in Sandbostel war übrigens für mich 1976, als ich aus beruflichen Gründen nach Bremervörde zog, ein wesentliches Motiv, mich zusammen mit meinem Freund und Kollegen Werner Borgsen der verdrängten und mir selbst bis dahin noch völlig unbekanntem Geschichte des Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers Sandbostel anzunehmen. Heute sind wir in Sandbostel mit der Errichtung einer würdigen Gedenkstätte auf dem in Deutschland durch seine zahlreichen Überreste einzigartigen Lagergelände, für den jetzt auch der Bund Mittel bereitstellen wird, auf einem guten Weg. Auf diesem Weg sehen wir uns gern – und damit möchte ich schließen – an der Seite von Kontakty e. V. und seinen bewundernswerten Bemühungen um die Unterstützung der sowjetischen Kriegsgefangenen, die so viele Jahre vergessen, verfehmt und vernachlässigt worden sind.